

«Mit offener Diskriminierung könnte ich besser umgehen»

Interview mit Joana Aderi Die Komponistin und Sängerin hat die 14. Ausgabe der Jazzwerkstatt Bern mitkuratiert. Ein Gespräch über Frauen im Jazz, fehlende Vorbilder und die Vielfalt der lokalen Szene.

Joanna Nowotny

Dieses Jahr sind 50 Prozent der auftretenden Musikerinnen und Musiker Frauen. Was ist Ihr Ziel?

Wir haben diesen Anteil tatsächlich ohne Anstrengung erreicht. Es war den beiden Gründern Benedikt Reising und Marc Stucki wichtig, dass die Jazzwerkstatt nicht ein Festival alter weisser Männer ist. Zooney Agro und ich wurden sicher auch mit der Hoffnung ins Kuratorium eingeladen, dass wir mehr Frauen ins Programm bringen.

Wie harmonisch verlief die Zusammenarbeit im Kuratorium?

Unser Konzept war, dass alle Ja sagen zu allen Projekten, die wir einladen. Wenn man so einen gemeinsamen Nenner sucht, gibt es natürlich schon heftige Momente – etwa wenn man ein Lieblingsprojekt vorschlägt und es nicht bei allen ankommt. Für mich ist dieser Prozess aber ein Gütesiegel dieser Ausgabe: Alles, was das Publikum geboten bekommt, fanden vier Menschen aus unterschiedlichen Ecken toll.

Hat der Jazz allgemein ein Frauenproblem?

Ich und Zooney Agro konnten viele tolle Frauenacts vorschlagen, weil wir uns in dieser Szene bewegen. Aber im weiteren Jazzumfeld sind Frauen in vielen Rollen immer noch selten. An den Musikhochschulen gibt es etwa wenig Instrumentalistinnen und Komponistinnen.

Haben Sie persönlich Diskriminierung als Frau erlebt?

Ja, aber nicht offene Diskriminierung – damit könnte ich wohl besser umgehen. Nach meinem Studienabschluss habe ich zwei Jahre nicht gespielt, weil ich meinen Platz als Frau in der Szene nicht gefunden habe. Ich habe später Konzerte gespielt und bin



Ihre Jugend verbrachte Joana Aderi in einem Innerschweizer Internat. Sie studierte alte Musik in Luzern und Jazz in Trondheim. Sie lebte in Norwegen und Australien, seit 2016 in Zürich. Foto: Rene Mosele

nachher jeweils gleich ins Hotel, weil mir der soziale Aspekt in dieser Männerwelt so unangenehm war.

Wieso?

Da war das gemeinsame Trinken, bei dem Kontakte geknüpft und auch gleich Gigs geplant werden. Sobald du als Frau den Raum betrittst, verändert sich die Stimmung. Ich wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte. Macht man

jetzt einen auf Kumpel, oder benimmt man sich «weiblich» und riskiert den Vorwurf, man wolle sich hochschlafen? Mir haben schlicht die Vorbilder gefehlt.

Wie haben Sie aus dieser Krise herausgefunden?

Einerseits habe ich heute schon ein anderes Selbstvertrauen. In meinen Zwanzigern war ich viel verkrampter, musste mich mehr beweisen. Andererseits habe ich

jetzt ein Netzwerk aus Leuten, mit denen ich mich wohlfühle.

Ihren Abschluss haben Sie in Norwegen gemacht, wo Sie nachher jahrelang gelebt haben. Wie ist der Schweizer Jazz aus einer Aussenperspektive?

Ich bin damals nach Norwegen gegangen, weil ich das Gefühl hatte, man schaue in der Schweiz extrem viel ins Ausland, und zwar aus einem defizitären Ge-

fühl heraus. Ich habe mich zurückgebunden gefühlt, so als dürfte ich nicht mal träumen. Heute aber gibt es hier ein neues Selbstbewusstsein, das tut sehr gut. Kommt dazu, dass man mit der Kulturförderung hier natürlich verwöhnt ist – was die Leute aber manchmal auch etwas träge machen kann, ein bisschen wie Maden im Speck.

Was wünschen Sie sich für den Schweizer Jazz?

Allgemein denke ich, dass die beste Musik entsteht, wenn jemand bei sich selber angekommen ist. Ich wünsche mir noch mehr Leute, die aus dem Leistungsdenken rauskommen und ihr eigenes Ding machen, statt immer markieren zu müssen.

Woher kommen die Musikschaffenden dieses Jahr?

Vor allem aus der Schweiz, daneben auch aus Deutschland. Jemand kommt sogar per Zug aus Russland, denn wir wollten keine Flugreisen dieses Jahr.

Aus welchem Grund?

Ich denke, die Zeiten sind vorbei, in denen man immer international denken muss. Das war ein positiver Effekt der Pandemie: Man war auf die Leute hier zurückgeworfen und hat gemerkt, dass die ja auch toll spielen. Wir wollten die lokale Szene ernst nehmen und schauen, was im Nachbargärten alles so wächst. Und der Verzicht auf Flugreisen hatte auch den pragmatischen Vorteil, dass wir in der Pandemie besser planen konnten.

Mit «Hikikomori» bringen Sie auch eine eigene Komposition auf die Bühne.

Hikikomori sind Menschen, die aus sozialer Angst und Überforderung ihr Zimmer nicht verlassen. Das sind natürlich Extremfälle, aber im Kleinen kämpfen wir alle mit ähnlichen Dingen. Wir müssen aushandeln, wer wir sind,

14. Jazzwerkstatt Bern: Das Programm

Es wird stilistisch wie gewohnt eklektisch, aber wohl lauter als in den Jahren zuvor. Das Festival wird am Mittwoch durch die Berner Band Gyre mit meditativen Rhythmen eröffnet, nachher performen die Saxophonistinnen von Uneven Same, und zuletzt tritt die Band Wildbrush zum ersten Mal mit der Pianistin Olga Reznichenko auf. Am Donnerstag steht der Soloabend mit REA, Marc Stucki, Steffi Narr und anderen an. Am Freitag kann man «Hikikomori» von Joana Aderi erleben. Am Sonntag trifft Sängerin Jelena Kuljić auf die Band Beyond w/ Bernhard, eine explosiv-melodiöse Mischung. (jn)

wie wir zu den anderen passen. Das Stück erzählt eine fiktive Biografie vom Urvertrauen über den Kampf, an der Gesellschaft teilzunehmen, bis zur Resignation. Am Schluss steht allerdings ein hoffnungsvolles Stück. Das muss für mich so sein. Ich arbeite als Musiktherapeutin im Gefängnis und in der Psychiatrie; diese Arbeit kann ich nur machen, wenn ich glaube, dass man auch aus der schwersten Krise rauskommen kann. Musikalisch bewegt sich das Stück zwischen tiefen Blechklängen und zerbrechlichen Höhen mit Stimmen und Flöten.

Auf welche Programmpunkte freuen Sie sich besonders?

Ich freue mich auf das Saxophonquartett Uneven Same, das am Mittwoch Stücke des Komponisten Thomas K.J. Mejer spielen wird. Ich hatte jahrelang den Übungsraum neben ihm, und da waren immer die seltsamsten Klänge zu hören. (lacht) Toll wird sicher auch der Soloabend vom Donnerstag – sechs musikalische Positionen nacheinander, da werden Fenster in ganz verschiedene Landschaften aufgehen.